

Leseprobe

Gernot Böhme (Hg.)

Über Goethes
autobiographische Schriften

AISTHESIS VERLAG

Bielefeld 2020

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2020

Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld

Satz: Germano Wallmann, www.geisterwort.de

Druck: docupoint GmbH, Magdeburg

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-8498-1514-1

ISSN 2191-4796

www.aisthesis.de

Inhaltsverzeichnis

Gernot Böhme	
Die Autobiographie als Text	7
Gerhard Sauder	
Goethe – das Kind.	
Die Darstellung der Kindheit in „Dichtung und Wahrheit“	23
Jochen Golz	
Goethes Tagebücher	41
Sibylle Schönborn	
Goethes „Tag- und Jahreshefte“	59
Reiner Wild	
Campagne in Frankreich 1792.	
Belagerung von Maynz	79
Christoph Michel	
Goethes Schweiz-Reisen	91
Zu den Autoren	107

Gernot Böhme

Die Autobiographie als Text

In Alexander Popes Lehrgedicht *An Essay of Man* findet sich der inzwischen berühmte Satz: „The Proper Study of Man-Kind is Man.“ Das Eigentliche, das angemessene Studium der Menschheit liegt im Studium des Einzelmenschen.

Nach dieser Aussage wäre die Biographie und mehr noch die Autobiographie die wichtigste Quelle der Menschenkenntnis. Dabei käme der Autobiographie – vielleicht neben den Tagebüchern – noch eine besondere Bedeutung zu: Denn sich selbst kennt man doch am besten. Dagegen gibt es allerdings einige Einwände, auf die wir noch eingehen werden, und insbesondere ist zu berücksichtigen, in welcher Absicht und für welches Publikum der jeweilige Autor eine Selbstbiographie schreibt. Gleichwohl mag der Vers von Pope hier zumindest als Suchmaxime stehenbleiben. D.h., wir wollen die Autobiographien und insbesondere Goethes autobiographische Schriften unter dem Gesichtspunkt betrachten, was man aus ihnen darüber entnehmen kann, was der Mensch *eigentlich* ist.

Doch zunächst eine Übersicht über die Schriften, die wir zur Werkgruppe *Goethes autobiographische Schriften* zählen. Dass wir überhaupt nicht von Goethes Autobiographie, sondern von der Werkgruppe *autobiographische Schriften* reden können, sagt schon einiges: Goethe hat nicht nur – unter vielem anderen – auch eine Autobiographie geschrieben. Vielmehr machen die zahlreichen Schriften, in denen er sich selbst darstellt und über sich selbst nachdenkt, einen gewichtigen Teil seines gesamten Werkes aus – im Umfang durchaus mit seinem Romanwerk vergleichbar.

Zu seinen autobiographischen Schriften sind zu rechnen:

- Dichtung und Wahrheit
- Briefe aus der Schweiz (zu unterscheiden von den häufig unter demselben Titel zitierten fingierten Briefen Werthers von seiner empfindsamen Schweizreise)
- Italienische Reise
- Die Campagne in Frankreich
- Die Belagerung von Mainz
- Tag- und Jahreshefte

Dazu gehören wohl auch Goethes Tagebücher. Und schließlich zählt das *Metzler'sche Handbuch* unter Goethes *autobiographische Schriften* auch eine

Gruppe kleinerer Schriften unter der Rubrik *Biographische Einzelheiten* (*autobiographische Einzelheiten*).

Natürlich könnte man Goethes autobiographische Schriften auch schlicht als Quelle für die Erforschung seiner Biographie ansehen – und vielfach wird das auch so gehandhabt. Doch das war nicht die Absicht dieser Vortragsreihe, und sie würde wohl auch bereits den Titel der wichtigsten Schrift in dieser Werkgruppe, nämlich *Dichtung und Wahrheit*, verfehlen. Vielmehr fragen wir nach der Autobiographie als Text und danach, in welchem Sinne Goethes autobiographische Schriften eine besondere Gruppe innerhalb seines schriftstellerischen Werks ausmachen. Dass Goethe sich mit solcher Intensität mit der Darstellung seines Lebens befasst, ist ein wichtiges Faktum innerhalb seines Selbstverständnisses. Nun ist es ja bekannt, dass Goethes literarische Produktion häufig von den Umständen, von Erlebnissen, von krisenhaften Lagen oder auch nur von ästhetischen Aperçus stimuliert wurde. Wilhelm Dilthey hat entsprechend eine bedeutende, durchaus erfolgreiche Methode der Goethe-Interpretation entwickelt.¹

Goethe liefert auch – vor allem in *Dichtung und Wahrheit* – viele Mitteilungen in dieser Richtung. Doch das kann kein hinreichender Grund für sein ausgedehntes autobiographisches Schreiben sein, denn diese Beziehung zwischen *Erlebnis und Dichtung* findet sich durchaus auch bei anderen Dichtern – wie etwa bei Gottfried Benn. Doch der hat sich ausdrücklich verboten, seine Biographie als Erklärungshintergrund für seine Dichtung zu benutzen. Bekannt ist sein Diktum – gegenüber einem zudringlichen Journalisten geäußert –: „was kümmert Sie mein Leben – halten Sie sich an meine Werke!“

Wir wollen nun das Besondere von Goethes autobiographischem Schreiben herausarbeiten, indem wir es in den Zusammenhang der Geschichte der Autobiographie stellen.²

Georg Misch, der Verfasser einer *Geschichte der Autobiographie*, lässt diese Geschichte mit einem Werk beginnen, das keineswegs diesen Begriff Autobiographie im Titel trägt, über das man aber dennoch mit Recht rückblickend sagen kann, dass es in autobiographischer Absicht geschrieben wurde. Es handelt sich um die Rede *Antidosis* des attischen Rhetors und Rhetoriklehrers Isokrates, einem Zeitgenossen und Konkurrenten Platons. Es lohnt

1 Wilhelm Dilthey. *Das Erlebnis und die Dichtung*. Göttingen: Vandenhoeck und Rupprecht. (14. Auflage) 1965

2 Georg Misch. *Geschichte der Autobiographie* [1907]. 4 Bände in 8 Teilbänden. Frankfurt a. M.: Verlag G. Schulte-Bulmke, 1949-1969.

sich – auch bereits im Blick auf Goethe – einiges zum Charakter dieser Schrift zu sagen. Diese ‚Autobiographie‘ ist nämlich in der Form einer Verteidigungsrede geschrieben, also nicht einfach als Darstellung des Lebens von Isokrates, sondern als Rechtfertigung dieses Lebens. Isokrates hat allerdings einmal wegen einer *Antidosis* vor Gericht gestanden, nämlich als er – wie es in Athen möglich war – einen Vermögenstausch mit einer anderen offenbar reicheren Person beantragt hatte, durch den er der Leistung einer ihm zugemuteten Liturgie, also einer persönlichen Leistung für das Gemeinwohl der Stadt, ausweichen wollte. Die Schrift *Antidosis* unterstellt jedoch, dass er durch einen Sykophanten in diesem Zusammenhang bezüglich seines Lebenswandels verleumdet worden sei. Speziell sei ihm vorgeworfen worden – charakteristischerweise wie Sokrates –, dass er durch seine Lehren die Jugend verderbe.

Damit haben wir bereits ein mögliches Charakteristikum autobiographischen Schreibens, nämlich dass es das eigene Leben in rechtfertigender Weise darstellt. Schon das Sich-an-sich-Erinnern ist quasi ein Zurechtrücken des Vergangenen derart, dass es für einen selbst wie für andere, denen man davon erzählt, akzeptabel ist. Auch Platon sagt in seinem Dialog *Symposion*: „Nachsinnen aber bildet statt der abgegangenen eine Erinnerung ein und erhält so die Erkenntnis, dass sie scheint, dieselbe zu sein“. (*Symposion* 208 a) Auch hier schon wird also die Tätigkeit der Einbildungskraft im Vorgang des Sich-Erinnerns betont. Wenn dieses *Nachbilden* des Vergangenen zur Rechtfertigung gerät, dann hat das seinen Grund in der möglichen normativen Bewertung eines Lebensgangs.

Ich will hier bemerken, dass ich die gegenwärtige Welle von Politikerautobiographien ausdrücklich nicht mit einbeziehe – insbesondere deshalb, weil im Einzelfall schwer zu sagen ist, ob der betreffende Politiker diese seine Autobiographie auch wirklich selbst geschrieben hat. Es ist aber zu vermuten, dass ein Großteil dieser Selbstdarstellungen eines Politikers im Ruhestand der Rechtfertigung seiner Tätigkeit als Politiker dient. Freilich lebt diese Welle politischer Autobiographien auch von der Neugier, nämlich dem Wunsch zu wissen, was sich backstage abspielte, während die Leser ja vorher darauf beschränkt waren, den Politiker quasi *auf der Bühne* wahrzunehmen.

Bei Isokrates läuft diese Rechtfertigungsstrategie darauf hinaus, dass er sich selbst als *guten Bürger* darstellt, nämlich als jemandem, der in seiner öffentlichen Tätigkeit dem Wohl der Stadt gedient hat. Damit grenzt dieser Typ der Autobiographie an das Eukomion, die Lobrede, die Georg Misch als zweite Quelle der Autobiographie nennt. Ein Eukomion ist eigentlich gerade keine Autobiographie, sondern eine Lobschrift auf eine – in der Regel

bereits verstorbene – Persönlichkeit. Damit berühren wir ein zweites mögliches Charakteristikum von Autobiographien, nämlich dass sie der Eitelkeit der Schreiber entspringen. Diese Gefahr hat Isokrates offenbar selbst gesehen, weshalb er für die explizite Lobrede auf sich in seinem Text eigens einen Schüler als Sprecher einführt.³

Dieses Charakteristikum einer Autobiographie, dass ihr Autor sein eigenes Leben als *schön*, also lobenswert darstellt, kann man in gewisser Weise abschwächen, aber gleichzeitig geradezu betonen, indem man sagt, dass der Autor sein eigenes Leben dem Leser als *bedeutend* näherbringt.

Und schon sind wir bei Goethe. Darauf müssen wir zurückkommen. In jedem Fall aber gilt, dass jemand, der sein Leben für ein Publikum darstellt, sich selbst *wichtig* nimmt.

Wir haben damit einen Grundtyp der Autobiographie, der sich von der Lob- und Rechtfertigungsrede herleitet: Sie zeigt uns einen Menschen in seinen Handlungen und Verhaltensweisen so, dass er uns als eine beachtliche Persönlichkeit entgegentritt. Diese Art der Autobiographie braucht keinesfalls den Charakter einer Erzählung zu haben. Sie kann durchaus in der Aufzählung bedeutender Handlungen und vorbildlicher Verhaltensweisen bestehen.

Der Mangel an erzählerischer Einheit ist noch deutlicher bei einem zweiten Typ von Autobiographie, den ich gerade aus diesem Grunde erwähnen möchte. Als Beispiel für diesen Typ steht die Autobiographie des Arztes und Mathematikers Cardano. In ähnlicher Weise sind aber auch die ersten Biographien von Immanuel Kant geschrieben.⁴ Diese Biographien bzw. Autobiographien gehen quasi sektoral vor. Sie beschreiben die Eigenschaften bzw. Lebensereignisse der betreffenden Person, ohne sie durch eine Erzählung zu verbinden. So gliedert sich beispielsweise die Autobiographie von Cardano in Kapitel etwa folgender Art:

1. Heimat und Familie
2. Meine Geburt
3. Einiges Allgemeine aus dem Leben meiner Eltern
4. Kurze Schilderung meines ganzen Lebens

3 Siehe dazu Georg Misch. A. a. O. Band I. WB., stark vermehrte Auflage, 1949. S. 148-180, hier besonders S. 169 und 177.

4 Des Girolamo Cardano von Mailand (Bürger von Bologna), Eigene Lebensbeschreibung (1575-76), Jena: Diederichs 1914; E. Borowski, R. B. Jachmann, A. Ch. Wasianski: Immanuel Kant, Sein Leben in Darstellungen von Zeitgenossen, Darmstadt: HBG. 1968.

5. Gestalt und Aussehen
 6. Von meiner Gesundheit
 7. Von meinen Leibesübungen
 8. Lebensweise
- usw. bis Kapitel 54

Entscheidend ist hier, dass der eigentliche Gang des Lebens der betreffenden Person nur einen Aspekt der Darstellung, eine Sektion, darstellt, wie hier bei Cardano in Kapitel 4 (*Kurze Schilderung meines ganzen Lebens*) oder in der Biographie Immanuel Kants aus der Feder von Wasianski, die im Ganzen in achtzehn Briefe gegliedert ist, wovon der erste und der zweite unter dem Titel *Kants Lebenslauf* steht.

Man könnte in Umkehrung eines Diktums von Werner Schapp⁵, der bekanntlich gesagt hat: *Die Geschichte steht für den Mann*, hier sagen: *Der Mann steht für die Geschichte*. Die verschiedenen Kapitel dieses Biographietyps stellen eine Art Register der Ereignisse und der Eigenschaften einer Person dar. Es ergibt sich daraus im Ganzen, was wir heute *Profil* nennen würden, d. h., eine Charakterisierung der betreffenden Person. Was das für eine Person war, wird uns also nicht durch die Erzählung seiner Lebensgeschichte vermittelt, sondern umgekehrt, die Lebensgeschichte ist nur eine solche, als sich darin ein Mensch besonderen Charakters manifestiert.

Diesen Typ von Autobiographie kann man noch erweitern, wenn man beispielsweise Montaignes *Essais* hinzunimmt.⁶ Montaignes *Essais* sind nämlich durchaus eine Selbstdarstellung, nur ist das Register, mit dem er uns als eine charakteristische Person entgegentritt, nicht durch Aufzählung seiner Eigenschaften und Widerfahrnisse gegliedert, sondern durch Aufzählung seiner Gedanken, wie etwa

- 46 Über Namen
- 47 Über die Unsicherheit unserer Urteile
- 48 Über Streitdrosseln
- 49 Über die alten Bräuche ...

Montaigne tritt uns in diesen *Essais* nicht nur als ein Charakter entgegen, der so und so über bestimmte Dinge denkt, d. h., nicht bloß als Überlegender, sondern als Urteilender. Aber in seinen *Essais* kommen auch immer

5 Werner Schapp: In Geschichten verstrickt: Zum Sein von Mensch und Ding. Wiesbaden, 2. Aufl. 1976.

6 Michel de Montaigne's *Essais* (übersetzt von Hans Stilett). Frankfurt a. M.: Eichborn, 1998.

wieder Erlebnisse und Erfahrungen und auch Lektüren aus seinem Leben vor. Auch hier: Die Einheit dieses Lebens ist nicht die Einheit im Nacheinander, die durch die Erzählung hergestellt wird, sondern die Einheit durch einen spezifischen Charakter. Das wird noch besonders deutlich durch die Schreibhaltung: Montaigne, der im Leben ja auch ein Politiker, ein Feldherr und im Privaten ein Hausherr war, tritt uns entgegen als jemand, der sich aus dem Leben zurückgezogen hat und nun dieses Leben in der gedanklichen Reflektion nur noch punktuell in charakteristischer Weise aufleuchten lässt.

In den beiden bisher besprochenen Haupttypen von Autobiographie tritt uns der Protagonist einmal durch seine Lebenspraxis und einmal durch seinen Charakter als bedeutend entgegen. Das liegt daran, dass das Eukomion bzw. die Rechtfertigungsrede folgende Grundzüge enthalten: Der Autor zeigt sich selbst im besten Licht, als gut, besonders und bedeutend.

Von dieser ganzen Gruppe unterscheiden sich nun mehrere Typen von Autobiographie, in denen sich der Autor gerade in kritischer Perspektive darstellt. Diese Arten der Autobiographie sind durch die Praxis der christlichen Seelenerforschung, durchaus auch durch die Praxis der Beichte als Zeugnisse von Sündenbewusstsein entstanden. Das Urbild für diese ganze Familie von Autobiographien findet man in Augustinus' *Confessiones*. Ferner gehören zu diesem Grundtyp von Autobiographie als Bekenntnis selbstverständlich die *Confessions* des Jean-Jacque Rousseau und die *Eigene Lebensbeschreibung* von Adam Bernd. Diese drei Autobiographien unterscheiden sich von dem bisher Behandelten, insofern die Autoren sich in keiner Weise als gut, vorbildlich und bedeutend darzustellen versuchen. Im Gegenteil stellen sie sich selbst bloß: in ihrer Sündigkeit, Anfälligkeit, Schwäche, Armseligkeit. Es ist durch die christliche Lehre ein zentraler Bruch in dem entstanden, was man als menschliches Paradigma ansehen kann. Auch hier wie in den älteren Autobiographien kann man sagen, es geht darum zu zeigen: *Seht, was für ein Mensch!*, aber dieses *Ecce Homo* zeigt den Menschen nicht mehr in seiner Vorbildlichkeit, als Bürger, als Leistungsträger, als Charakter, sondern vielmehr in seiner Armseligkeit, seiner Anfälligkeit und Hinfälligkeit.

Wie merkwürdig! Was hat Menschen dazu veranlasst, sich gerade von ihren Schwächen und Anstößigkeiten her zu zeigen? Bei Augustinus ist das hinlänglich zu verstehen – und noch nicht, wie bei Rousseau und Adam Bernd dann, durch Hyperreflektivität dialektisch verknotet:

Es handelt sich um Selbsterkenntnis als Bekenntnis zu sich. Das ist möglich, weil er seine Autobiographie quasi als ein langes Gebet an Gott schreibt, demgegenüber er ausspricht, was er getan hat und wie es ihm geht – also gegenüber einem Adressaten, der das alles schon weiss. Die Autobiographie

Augustinus' besteht also darin, dass er seine *Pudenda*, also das, dessen er sich zu schämen hat, ausspricht und sich auf diese Weise zu dem bekennt, was man und was er im Besonderen gewöhnlich verdeckt, verschweigt und nicht wahrhaben will. Es handelt sich um seine Sünden, um seinen Ehrgeiz als Rhetor und Literat, um seine sexuellen Begierden.

Natürlich muss man sagen, dass auch hierin bereits eine gewisse, wenngleich objektive Dialektik besteht, indem nämlich Augustinus – auf sein Leben zurückblickend – sich zu seinen Sünden, Schwächen und Leidenschaften bekennen kann, weil er sich ja schließlich zum Christentum bekehrt hat und sich von daher trotz seiner Schwächen oder vielleicht gerade wegen seiner Schwächen angenommen fühlen kann. Das spielt aber hier noch nicht eine so entscheidende Rolle wie dann später bei Adam Bernd, der ja von Jugend auf im Christentum gelebt hat, sodass seine Verfehlungen und Schwächen gerade deshalb, weil sie vor den Augen Gottes sich abspielten, nicht bloss lässliche Schwächen, sondern Sünden sind: Sie werden grundsätzlich ernstgenommen. Damit stoßen wir auf einen für die Geschichte der Autobiographie wichtigen Punkt, für den die Konfessionen des Augustinus bereits ein Zeugnis sind. Die Biographie entsteht in ihrer Ganzheit erst dadurch, dass sie vor Gott gewissermaßen im goldenen Buch festgehalten ist. Allerdings wissen wir, dass es bereits im antiken Ägypten solche Vorstellungen gab, nämlich die einer Art Buchführung des Lebens, mit der der Verstorbene dann nach seinem Tod vor einem Gericht konfrontiert wurde. Da Augustinus aus Ägypten stammt, könnte diese mythologische Tradition bei ihm eine Rolle gespielt haben. *Natürlich* ist das allerdings nicht. Die bisher genannten Autobiographien gehen immer davon aus, dass man Vergangenes einfach hinter sich lassen kann, und zwar als etwas, das irgendwann einmal nicht mehr zu einem gehört, sodass man sich schließlich mit dem, was vorzeigbar ist, präsentieren kann. Dagegen geht Augustinus' Autobiographie von einem Jugendstreich als Ursünde aus, den eine Gruppe von Jugendlichen, zu denen er selbst gehörte, aus Übermut, als Spiel mit dem Verbotenen verübt hat, nämlich einem Birnenraub in Nachbars Garten.

In Adam Bernds eigener Lebensbeschreibung wird diese Dialektik allerdings subjektiv und damit ein Strukturelement seines Verhaltens und seines Erleidens. Zwischen ihm und Augustinus, d. h. einem Christentum, das zwar die Religion der Mühseligen und Beladenen war, aber gerade in Augustinus' Zeit von einem triumphierenden Selbstbewusstsein getragen war – also zwischen Adam Bernd und Augustinus liegt das sogenannte finstere Mittelalter, also ein Christentum, zu dem auch die Inquisition, die Hexen- und Höllenvorstellungen und die selbstquälerische Nachfolge Christi in der Mystik

gehörten. Adam Bernd selbst steht an der Grenze der Aufklärung, erfährt aber seine Sünden noch explizit als Heimsuchungen durch den Teufel – die er dann aber dann gegenüber dem Leser als bloße Anwendungen seiner Einbildungskraft darzustellen sucht.⁷ Adam Bernd kann sich wie Augustinus aus den Bedrängnissen seines Gewissens durch Beichte und Gebet befreien, nur dreht sich die Dialektik auch um: D. h., er gibt sich der Sünde hin, um dann das Glück in der christlichen Erlösung erneut zu erfahren. Adam Bernd erkennt sehr wohl, dass sich aus seiner reflektierten Lebensweise eine Verderbnis der Seele zweiten Grades ergibt.

Dadurch ändert sich im Vergleich zu Augustinus sein Schreibinteresse. Seine eigene Lebensbeschreibung ist nicht mehr nur Bekenntnis zu sich im Angesicht Gottes, vielmehr wendet er sich ausdrücklich an eine Leserschaft, und zwar in aufklärerischer Absicht. Was bei Augustinus noch schlicht Sünde und Sündenbewusstsein war, will er dem Publikum als Krankheit des Gemüts darstellen – ein Anfang der Psychopathologie. In dieser Sicht ist das Buch von Adam Bernd dann auch von Karl Philipp Moritz in seinem *Magazin für Erfahrungsseelenkunde* als Quelle benutzt worden. Adam Bernd wendet sich als Autor ausdrücklich an das Publikum, teils durchaus mitleidheischend für seine entsetzlichen Seelenqualen, teils aber auch, um es zu belehren und vor allem zu warnen.

Auch Rousseaus *Bekenntnisse* wenden sich nicht mehr an Gott, wenngleich er noch einleitend meint, durch die Bekenntnisse bei einem möglichen Jüngsten Gericht mildernde Umstände zu bekommen. Rousseaus *Bekenntnisse* sind explizit Bekenntnisse vor einem Publikum, und er will dadurch mit einer radikalen Volte seine *Pudenda* als solche loswerden, indem er sie öffentlich macht. Dadurch bekommen seine Konfessionen durchaus exhibitionistische Züge, wie auch zu den *Pudenda* selbst gehört, dass Rousseau im konkreten Sinne – im Sinne einer sexuellen Perversion – Exhibitionist war.

Rousseaus *Bekenntnisse* sind zwar durchaus auch wie die *Antidosis* des Isokrates Rechtfertigung gegenüber Anfeindungen und, wie das klassische Eukomion, Darstellung seiner großen Leistungen für eine kritische Gesellschaftstheorie und moderne Pädagogik. Aber qua Autobiographie ist das Entscheidende, dass diese *Confessions* eine Psychogeschichte, eine Biographie als Entwicklungsgeschichte verinnerlicht. Im Unterschied zu Adam Bernd

⁷ Zu diesem aufklärerischen Übergang von Teufelserfahrung zur Kritik der Einbildungskraft siehe Hartmut und Gernot Böhme. Das Andere der Vernunft. Zur Entwicklung von Rationalitätsstrukturen am Beispiel Kants. Frankfurt a. M.: Suhrkamp 1983. [Taschenbuchausgabe, stw. 5. Aufl. 2007, Kap. IV.]

stellt er seine *Pudenda* nicht mehr, wie dieser nur wenige Jahre vor ihm, als Heimsuchungen dar, sondern als Folgen lebensgeschichtlicher Zusammenhänge und mikrosocieller Konstellationen. So kann er Gründe für seinen Masochismus und seinen Verfolgungswahn angeben. Insofern ist er wirklich, was Adam Bernd immer sein wollte, ein Aufklärer.

Für Goethes autobiographische Schriften hat diese Tradition von Autobiographie als Bekenntnis keine direkten Konsequenzen. Sie ist eher ein Spiegel, von dem her man sagen kann, was Goethes Autobiographie nicht ist: Sie ist kein Bekenntnis. Es lag Goethes nichts daran, seine Innerlichkeit offen zu legen. Vielmehr arbeitete er an seinem Bild für die Anderen, die Öffentlichkeit. So gibt es auch kein *Journal intim* von ihm. Im Gegenteil muss man sagen, dass das, was sich vielleicht noch in Briefen an spontanen und situationsgebundenen affektiven Äußerungen findet, dann später autobiographisch geglättet wird. Das kann man etwa sehen bei einem Vergleich der Briefe an Frau von Stein mit ihrer späteren Verarbeitung als *Italienische Reise*.⁸

In einer Hinsicht aber könnte man sagen, dass Goethe fortsetzt, was sich in der Autobiographie als Bekenntnis schon anbahnt, nämlich dass die Autobiographie zur Erzählung wird. So kann man von Rousseaus *Bekenntnissen* bereits sagen, dass sie sich der Form des Romans nähern, und ein Werk von ihm, das man durchaus als autobiographisch ansehen kann, ist ja tatsächlich ein Roman, nämlich die *Neue Heloise*. Dieser Schritt zur Autobiographie als Roman wird nun explizit von Karl Philipp Moritz vollzogen, der seine Autobiographie, nämlich *Anton Reiser*, im Untertitel als einen *psychologischen Roman* bezeichnet.⁹

Karl Philipp Moritz' Roman *Anton Reiser* steht nun quasi als Verbindungsglied zwischen der Tradition von Autobiographie als Bekenntnis und Autobiographie als Entwicklungsgeschichte. Man kann nämlich den *Anton Reiser* neben Jung-Stillings Jugendgeschichte¹⁰ als ersten Entwicklungsroman bezeichnen also als Beispiel einer Gattung, die dann in Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre* ihr Paradigma fand. Wir haben damit gleich zwei Momente, die für Goethes autobiographisches Schreiben charakteristisch

8 Siehe dazu Michael Jäger. *Salto mortale: Goethes Flucht nach Italien*. Ein philologischer Essay. Würzburg: Königshausen & Neumann, 2017.

9 Karl Philipp Moritz. *Werke*. 2. Band: *Anton Reiser*. Berlin und Weimar: Aufbau-Verlag, 1973.

10 H.J. Jung-Stilling. *Heinrich Stillings Jugend, Jünglingsjahre, Wanderschaft und häusliches Leben [1777]*. Stuttgart: Reclam, 1968.

sind: nämlich einerseits, dass die Autobiographie die literarische Form einer Erzählung der Lebensgeschichte erhält, und andererseits, dass diese Geschichte die Darstellung der Entwicklung eines Menschen ist, vornehmlich die Entwicklung eines Kindes und eines Jugendlichen zu einer gefestigten Persönlichkeit, die in der Gesellschaft ihren Platz gefunden hat.

Der Roman *Anton Reiser* teilt mit der Tradition von Autobiographie als Bekenntnis die Besonderheit, dass sich der Autor keineswegs von seiner besten Seite oder gar als Held darstellt, sondern eher in seiner Schwäche und Anfälligkeit. Auch ist die Geschichte des Anton Reiser eher eine Leidensgeschichte und zwar die Geschichte der Leiden, die sich der Protagonist selbst schafft. Als gesellschaftlicher Aufsteiger hat er ständig mit Anerkennungsproblemen zu tun und kämpft mit seinen Ressentiments gegenüber den Anderen, den Besseren, und außerdem quält ihn ein Übermaß an Selbstbeobachtung, die bei ihm zwar weniger als etwa bei Adam Bernd religiös bestimmt ist, gleichwohl aber beeinflusst ist durch die pietistische Erforschung der Innerlichkeit. So ist er durch seinen Vater früh mit den Gedanken und Schriften der Madame Guyon bekannt geworden.

Aber *Anton Reiser* ist keineswegs nur eine Leidensgeschichte, es ist auch eine Erfolgsgeschichte, eben ein Aufsteigerroman. Der junge Anton, aus einfachsten Verhältnissen stammend, wird vielfach geschätzt und gefördert wegen seiner ungewöhnlichen Begabung – insbesondere, was Sprachen angeht. Immer wieder findet Anton Reiser Förderer, erhält Stipendien und Freitische – ein Glück, das für ihn aber stets durch die Abhängigkeitsverhältnisse, in die er dadurch gerät, getrübt wird. Im Sinne einer akademischen Laufbahn kommt Anton Reiser durchaus voran – Lateinschule, Gymnasium, Universität –, und wir wissen von der Person, die dahinter steht – nämlich Karl Friedrich Moritz, dass er auf diesem Wege auch zum Ziel kommt. Er, Moritz, wird zunächst Gymnasiallehrer in Berlin und dann Professor für Geschichte der Antiken Kunst und sogar Mitglied der Preußischen Akademie der Wissenschaften. Freilich geht der Roman nicht so weit, sondern begleitet Anton Reiser eher in seiner *suchenden* Bewegung. Charakteristisch ist, dass er dem vierten und faktisch letzten Teil des Romans folgenden Satz vorausschickt:

Dieser vierte Teil von Anton Reisers Lebensgeschichte handelt, so wie die vorigen, eigentlich die wichtige Frage ab, inwiefern ein junger Mensch sich selber seinen Beruf zu wählen im Stande sei. (S. 355)

Dieser Satz bezeichnet ein Problem, das damals durchaus neu war, nämlich dass ein junger Mensch einen ihm gemäßen Beruf finden musste und dadurch seinen Platz in der bürgerlichen Gesellschaft. Ein Problem, das erst im Laufe des 20. Jahrhunderts ein Problem von jedermann wurde. Denn damals war der gewöhnliche *Werdegang* eines jungen Menschen durch den Stand, dem er angehörte, bzw. durch seine Familie vorgezeichnet. Nur wenige Aufsteiger wie Karl Philipp Moritz oder Jungstiling lösten sich aus diesen Banden, so wie eben auch Johann Wolfgang Goethe – in gewisser Weise auch ein Aufsteiger –. Doch Goethes Motiv war keineswegs wie bei den beiden anderen die Not einer Lebenssituation, sondern vielmehr das Unbehagen, das er im bürgerlichen Stande verspürte. Goethe teilte mit Moritz die Neigung zum Theaterwesen. Beide sahen in der nicht ständisch gebundenen Situation der Theatergruppen eine Chance und erhofften für sich im Spiel auf der Bühne Lebenssituationen erproben zu können, die ihnen im realen Leben verschlossen waren. Goethe sah zunächst – d.h. in *Wilhelm Meisters theatralischer Sendung* – sogar das Entwicklungsziel seines Protagonisten Wilhelm eben darin, auf der Bühne Lebensformen auszuagieren, die ihm im bürgerlichen Leben versagt waren. Im Roman *Wilhelm Meisters Lehrjahre* besteht dann allerdings die Reifung schließlich darin, dass der Protagonist durch Entsagung seinen Platz in der bürgerlichen Gesellschaft findet, der er entfliehen wollte. Der Roman *Anton Reiser* (von dem man freilich nicht weiß, ob er nicht ein Fragment geblieben ist) endet so, wie er vorliegt, damit, dass Reiser schließlich *seine* Theatergruppe findet und damit quasi ans Ziel seiner Wünsche gelangt, und zwar in dem Moment, als diese Truppe durch das betrügerische Verhalten ihres Direktors gerade ihrer Existenzgrundlage beraubt ist.

Goethe lernte Moritz auf seiner italienischen Reise im Jahre 1786 in Rom kennen und schätzen. Was ihn dabei besonders interessierte – wie auch übrigens bei Jungstiling – war eben diese Darstellung einer jugendlichen bzw. adoleszenten Entwicklung, in der der Protagonist um einen selbstbestimmten Lebensweg ringt. Er findet dann für die Darstellung dieses Ringens, die bei Moritz noch durch das antagonistische Spiel von äußeren Zufällen und dem ehrgeizigen Streben des Protagonisten bestimmt ist, in *Wilhelm Meisters Lehrjahren* eine literarische, wenngleich etwas manieristische Form: Die Suchbewegung, in der Wilhelm Meister in schwankender Entschlossenheit seine Selbstbestimmung realisieren will, wird – wie sich später herausstellt – nicht nur von der sogenannten Turmgesellschaft protokolliert, sondern auch kanalisiert. Das ist Goethes Art, das Zusammenspiel von innerem Gesetz und äußeren Zufälligkeiten, die er in den *Orphischen Urworten Daimon* und *Tyche* nennt, zur Einheit zu führen.